

## Nekrolog

Seidl begann seine Rede zu Ehren des toten Berger in der üblichen Weise. Er schilderte Kindheit und Jugend des Verstorbenen, die nichts Ungewöhnliches zu bieten hatten, wenn man davon absah, daß Berger längere Zeit Bettnässer gewesen und in der Schule zwei Mal wegen exhibitionistischer Neigungen gemäßregelt worden war, Details, die ihm eine aufgeräumte Witwe anvertraut hatte, die er aber an dieser Stelle unmöglich zum Besten geben konnte.

Schließlich war er in den bedeutenden wissenschaftlichen Orden, in dessen Festräumen er gerade sprach, erst vor kurzem gewählt worden. Er verspürte lediglich stolze Dankbarkeit und einen wohligen Schauer ob der ihm widerfahrenen Ehrung, aber keine Bereitschaft zur Provokation.

Daß man nur zusammenkam, um der verstorbenen Mitglieder zu gedenken, störte ihn nicht. Da man erst aufgenommen wurde, wenn die gängigen wissenschaftlichen Ehrungen zugeteilt und erschöpft waren, hatten die Kandidaten ausnahmslos ein beträchtliches Alter aufzuweisen und konnten sich ihrer Mitgliedschaft in der Regel nur noch kurz erfreuen. Dies wiederum hatte deshalb nichts Schmerzliches, weil man, außer der Anteilnahme am Tod der Kollegen und der Gewißheit, eine ausführliche Würdigung in der ersten Sitzung nach dem eigenen Tode zu erhalten, keinerlei Vergünstigungen, an deren Genuss man gern endlos partizipiert hätte, erwarb.

Meistens wurde ein fachnaher Kollege gebeten, den auf eine Stunde angesetzten Nachruf zu verfassen und zu sprechen. Wer nicht mehr gut stehen konnte, durfte im Sitzen sprechen oder konnte seinen Text, wie jene, deren Stimmkraft bereits sehr geschwächt war, einem professionellen Redner anvertrauen.

Seidl stand und sprach selbst. Er war immerhin sechs Jahre jünger als der im Alter von 89 verstorbene Berger, der noch relativ frisch gewesen war und sich sicher gefreut hätte, wenn er jetzt an Seidls Stelle hätte stehen dürfen. Durfte er aber nicht, dachte Seidl, und machte keinen Versuch ei-

ne deutliche Genugtuung zu unterdrücken. Schon als er die Todesanzeige las, hatte er sich gefragt, ob die Nachricht nicht eigentlich ein Grund zur Freude sei. Aber er eine so exzentrische Regung hatte er sich verboten. Der Tod beendete zwar angeblich jede Feindschaft, aber eine kleine Abneigung durfte gewiss aufrechterhalten bleiben.

Zweifellos war Berger so etwas wie sein wissenschaftlicher Feind gewesen. „Feind“ war vielleicht ein wenig zu kraftvoll – aber jedenfalls sein Gegner und Widerpart, gegen den er in seiner gesamten aktiven akademischen Zeit unermüdlich, wenngleich ohne großen Erfolg, gefochten hatte.

Das hatte schon damals begonnen, als er versuchte, Bergers Berufung nach Mannheim zu verhindern. Im Ministerium hatte man auf die Mehrheitsentscheidung in der Fakultät, auf die glänzenden auswärtigen Gutachten und auf die mangelnde Bereitschaft des Ministers, von den Vorschlägen der Universität abzuweichen, hingewiesen. Das hatte ihn nicht gewundert. Jeder wußte, daß Berger und der Minister in der gleichen Partei waren, daß Berger sogar schon Wahlreden für den Minister geschrieben hatte und gelegentlich von diesem zum Essen eingeladen wurde.

Unternommen hatte er diesen aussichtslosen Versuch auch nur deshalb, weil ihn die Haltung seiner Fakultät gründlich verletzt hatte. Ungerührt hatte man ihm sein bestes Argument umgedreht, als gelte es, in einer Rhetorikübung und nicht in einer wissenschaftlichen Lebensfrage zu bestehen.

Gerade weil er, Albert Seidl, und Fred Berger, der künftige Kollege, auf den gleichen Gebieten forschten, die gleichen Fragen bearbeiteten und die gleichen Veranstaltungen anböten, würde sich eine interessante und belebende Konkurrenz ergeben, hatte man ihm entgegengehalten, als er die völlige Überflüssigkeit von Bergers Berufung begründen wollte.

Das war eine zusätzliche Infamie gewesen, um eine Entscheidung zu bemänteln, die fraglos andere Gründe hatte und bei jedem anderen Kollegen anders ausgefallen wäre. Zumal sich seinerzeit alle Fakultäten um Vielfalt und Komplettierung ihres Programms bemühten und nicht um die Installation von Wettbewerb.

Man hatte ihm nie direkt gesagt, welche Gründe es gewesen waren, die Berger in seine Fakultät gebracht hatten. Die zahllosen Kontroversen, die er mit diesem oberflächlichen und leichtfertigen Menschen ausfechten mußte, hatten letztlich niemanden interessiert. Wenn er sich bei seinen Kollegen beklagte – und zwar nicht nebenbei und obenhin, sondern substantiiert, mit Belegen und Daten, hatte man ihm zunächst aufmerksam, aber alsbald sichtlich gelangweilt zugehört.

„Ja, ja“, hatte bei solcher Gelegenheit einer lachend gesagt, „Du wirst schon recht haben. Aber er spielt gut Tennis und hat eine attraktive Frau. Also finde Dich damit ab, daß er da ist. Die Studenten lieben ihn“. Jahrelang hatte er die Hinweise auf Tennis und Frau für einen blödsinnigen Scherz gehalten. Es konnte nicht sein, daß derartige „Kriterien“ ernsthaft eine Rolle gespielt hatten. In den Beratungen war schließlich nicht einmal andeutungsweise davon die Rede gewesen.

Natürlich besagte das nichts. Er hatte schnell gelernt, daß die eigentlichen Gründe für eine Berufung meistens nur wenig mit den offen ausgetauschten Argumenten zu tun hatten. Aber Tennis und die Schönheit einer Ehefrau! Das war nicht nur unwürdig, sondern auch zutiefst unglaubwürdig.

Bis er schließlich erschüttert und deprimiert begreifen musste, daß gerade bei Berufungen in Ämter die unglaubwürdigsten Gründe in der Regel die echten sind, hatte er vermutet, daß jene Berufung von Anfang an gegen ihn gerichtet gewesen sei. Und wenn er gegenüber den ihn umgebenden Einrichtungen und Strukturen optimistisch gesonnen war, verwarf er diese Einsicht auch wieder zugunsten seiner früheren Überzeugung, daß das Ganze ein Anschlag auf ihn gewesen sei. Denn man mochte weder seine ernste Art noch seine wissenschaftlichen Überzeugungen. Seine bohrende Genauigkeit. Seine umfassenden Recherchen. Seine quellenkritische Haltung. Seine selbstkritische Wahrheitsliebe. Die Erbarmungslosigkeit seiner Zensuren und Rezensionen. Er war korrekt, respektiert, gefürchtet.

Berger wurde nicht gefürchtet. Er war beliebt und wurde geliebt. Obwohl er lieber Geschichten erzählte, als die Geschichte auszuloten. „Professor für Alte und Neue Geschichte“ hatte er auf das Messingschild an seiner

Bürotür und auf seine Visitenkarte drucken lassen. Er beanspruchte also Zuständigkeit für Geschichte überhaupt, denn schließlich war alle Geschichte entweder alt oder neu.

Seidl hatte gelegentlich sogar öffentlich darauf hingewiesen, daß er die Lehrstuhlbezeichnung „Alte und Neue Geschichte“ unangemessen fand. „Ein Hendiadyoin, Eins durch Zwei! Eitle Hoffnung auf doppelte Bedeutung!“ pflegte er zu vorgerückter Stunde im Kreise seiner Schüler bissig zu bemerken. Aber außer bei diesen, die wie immer höflich lächelten, war er damit nirgends durchgedrungen.

Wenn Berger auf einem Fehler ertappt wurde, lachte er. Fast alle seine Thesen hielten einer genauen Nachprüfung – und Seidl prüfte regelmäßig – nicht stand. Das war Berger offenkundig völlig gleichgültig. Er widerrief nicht und entschuldigte sich nicht. Heiter brachte er Sachen und Personen durcheinander, knüpfte Zusammenhänge, die nicht bestanden, entwickelte haarsträubende Thesen und sagte „na, denn eben nicht“, wenn er widerlegt wurde.

Er rief „hoppla“, wenn ihm ein Versehen unterlief. Er machte mit seinen Studenten Badeausflüge und wurde noch am frühen Morgen mit ihnen in einer Kneipe gesehen. Seinen Kollegen widersprach er häufig und temperamentvoll, aber offenbar nicht selten nur deshalb, damit sein Widerspruch zu den Akten genommen wurde. Er schien, so mußte man folgern, die Wissenschaft nicht für die Lebensform der Wahrheitssuche, sondern für ein grandioses Spiel zu halten, bei dem man nach Kräften miteinander zankte, raufte und polemisierte, um anschließend gemeinsam zu essen und zu tanzen.

Offenbar entzückte diese Haltung das durchweg spärliche Publikum, das noch bereit war, der Professorenschaft andächtig zuzuhören. Sie behagte auch den Kollegen, die sich, wie es schien, fast ausnahmslos aus den Wissenschaftsarbeitern ihrer Jugendjahre in Wissenschaftsdarsteller und Wissenschaftsverkäufer verwandelt hatten.

Seidl gefiel dieses Gebaren nicht. Aber er gefiel auch nicht, mit seiner ernstesten Attitüde und seiner konservativen Würde, obwohl er doch keineswegs humorlos, sondern nur gewissenhaft und pflichtbewusst war.

So mußte er enttäuscht zusehen, wie der flotte Berger eingeladen wurde, Preise erhielt, im Fernsehen auftrat, von den Gazetten hofiert und von den Universitäten mit Ehrenpromotionen überhäuft wurde, während seine, Seidls, Verdienste offenbar nur von den engsten Fachkollegen geschätzt wurden.

Als er Berger aus gegebenem Anlaß mitteilte, daß man erst ab drei Ehrenpromotionen den Titel „doctor honoris causa multiplex“ führen dürfe, so dass Berger, weil erst zweifach ausgezeichnet, sich einstweilen mit dem Prädikat „doctores honoris causa“ zu bescheiden habe, schrieb ihm dieser höhnisch, daß die Vielzahl der bei ihm anstehenden Ehrungen diesen kleinen Vorgriff rechtfertige – ein Vorgriff, den er allerdings seinerseits dem Herrn Kollegen Seidl keineswegs empfehlen könne.

Sonderlich gerechtfertigt war dieser Hohn freilich nicht, denn mochte Herr Berger auch schneller, wendiger und beliebter sein als er, so war es doch auch ihm gelungen, mit seinen tiefgründigen, umfassenden und in zahlreichen Büchern niedergelegten Forschungsergebnissen nach und nach eine solide, wenn auch nicht sonderlich öffentlichkeitswirksame Anerkennung zu erobern. Als sie am Ende gleichzeitig in den ehrwürdigen Orden aufgenommen wurden, hatte Seidl sogar zufrieden gedacht, daß der fixe Berger wenigstens an dieser Stelle und dieses Mal die Nase nicht vorne gehabt hätte. Allerdings musste er alsbald von seinen Freunden erfahren, daß Berger schon beim Auftauchen des Gerüchts, daß er vorgeschlagen worden sei, seine bevorstehende Aufnahme auf seiner *home page* verkündet habe, wodurch zwar nicht faktisch, aber doch dem Scheine nach, eine nicht gegebene Priorität gewahrt worden war.

So hatte man sich mit allerlei Sticheleien, Verleumdungen, wechselseitigen Verrissen, Verhinderung der Karrieren von Schülern des jeweils anderen und weiteren professoralen Gemeinheiten die langen und häufig sehr

langweiligen akademischen Jahre letztlich nicht einmal gänzlich unangenehm verkürzt.

Bis sich die große Kontroverse um die Benediktinerkirche ereignete, die den langjährigen Zwist und die kollegiale Nichtgewogenheit abrupt in tiefe Feindschaft verwandelte.

Berger hatte einen Ausflug gemacht. Das tat er häufig. „Kreatives Wandern“ nannte er diese Unternehmungen, bei denen er im Kreise seiner Schüler wissenschaftliche und kulturelle Denkmäler aufsuchte und das tagsüber Erlebte abends bei weinfreudigen Debatten interpretierte. Gelegentlich lud er auch Kollegen (allerdings niemals Seidl) zur Beteiligung an Exkursion und Deutungsvergnügen ein, was diese anschließend ausnahmslos als „sehr anregend“ beschrieben.

Einmal hatte sogar die Ehefrau eines unversehens verhinderten Kollegen eine „kreative Wanderung“ mitgemacht. Hinterher war verschiedenen Orts gemunkelt worden, daß die Kreativität der beiden Nichtstudenten sich unziemlich weit ins Persönliche erstreckt habe.

Selbst aus dieser, ihm alsbald zugetragenen Konstellation hatte Seidl keinerlei Gewinn schlagen können. Solange die Beteiligten keinen Skandal machten, hatte ihm der Dekan im von Seidl angeregten vertraulichen Vier-Augen-Gespräch bedeutet, sehe er keinen Anlaß für irgendwelche Aktivitäten. Das sei Privatsache und bleibe sogar gewissermaßen in der Familie. „Denn wir sind doch eine große Wissenschaftlerfamilie“ hatte er augenzwinkernd hinzugesetzt und damit Seidl auch noch gekränkt. Denn der sprach bei offiziellen Gelegenheiten, ungeachtet der ironischen Kommentare seiner Kollegen, gern von „unserer Wissenschaftlerfamilie“, womit er freilich ganz andere Vorstellungen verband als der Dekan sie scheinheilig hegte.

Auf einer der besagten Wanderungen nun, hatte Berger, am unteren Ende eines der beiden Außenpfeiler einer elsässischen Kirche, eine kleine Inschrift entdeckt. „Hie vor ist diß gemichet“ lautete die mit zierlichen Buchstaben in den Stein gemeißelte Notiz. Daneben sah man, so Berger, etwas wie eine, in den roten Sandstein gemeißelte, nach unten weisende Hand

mit ausgestrecktem Zeigefinger, ein Bildchen, entfernt ähnlich jenen „Hinweishändchen“, wie sie vor allem Zeitungsannoncen aus der Frühphase des Werbegeschäfts geziert hatten.

Berger publizierte seine kleine Entdeckung - langatmig wie Seidl fand - in einer historischen Zeitschrift, die sich für die Sache nur deshalb interessierte, weil Berger damals bereits einen nicht unbedeutenden Ruf besaß und außerdem die Gemeinschaft der Historiker um Mithilfe bei der Entschlüsselung der kryptischen Botschaft gebeten hatte.

Seidl hatte sofort gesehen, daß Bergers Deutungsversuche fehl gingen. Das Bild zeigte, wie auf den beigegebenen Photographien deutlich zu erkennen war, keineswegs einen nach unten deutenden Finger, sondern war eher als ein dilettantisch ausgeführter (vielleicht bezopfter) Kopf zu interpretieren. Auch die „Übersetzung“ mit „Hier ist dies geschehen“ war mangelhaft und beruhte offenbar auf der simplen Übernahme einer neben der Inschrift angebrachten französischen Interpretation („Ceci est arrivé ici“). Daß „gemichet“ nichts mit „geschehen“ zu tun hatte, sondern mit dem Verbum „machen“ zu verbinden war, ließ sich unschwer ermitteln. Es mußte also heißen: „Hiervor wurde dies gemacht“.

Die Frage allerdings, was dieses „dies“ gewesen sein könnte, war damit nicht beantwortet. Berger hatte in seinem Aufsatz, dem er den etwas einfältigen Titel „Was ist ‚dies‘?“ gegeben hatte, verschiedene Hypothesen erörtert.

Eine genaue Datierung der Inschrift schien nicht möglich. Die Kirche war Ende des 13. Jahrhunderts fertiggestellt worden. Das stand fest. Aber ob die Inschrift aus dieser Zeit stammte oder erst später angebracht worden war, ließ sich nicht mehr zweifelsfrei klären.

Berger hatte sich für das 14. Jahrhundert entschieden. „Dies“ verwies seiner Meinung nach auf die gut bezeugte Erscheinung des Erzengels Raphael, der an dieser Stelle im Jahre 1352 einem kranken Kind erschienen und es von seiner Fallsucht geheilt hatte. Die Hinweishand schien ihm auf genau jene Stelle zu deuten, wo die Liege mit dem erkrankten und wundersam geheilten Mädchen gestanden hatte.

Die Behauptung eines Lokalhistorikers, daß es sich um den Hinweis auf einen neben der Kirche geschehenen Raubmord an einem fahrenden Kaufmann handele, wies er ebenso zurück wie die Vermutung, daß ein Scherz der Steinmetze vorliegen könne. Denn die erste These konnte sich nur auf den Umstand stützen, daß in der örtlichen Kirchenchronik berichtet wurde einst (!) sei unweit (!) der Kirche ein Kaufmann ermordet worden und die auf einen Journalisten zurückgehende, frivole These, ein Baumeister habe einfach die Umrisse seiner Hand in Stein verewigen wollen, war völlig aus der Luft gegriffen.

Auch die Verknüpfung mit dem Baugeschehen hielt er für verfehlt. Zwar hatte sich ein schwerer Unfall ereignet, als ein Teilstück des im Entstehen befindlichen Turmes abstürzte und einen Baumeister und zwei Arbeiter tötete. Aber die angebotene Deutung der „Zeigehand“ als Symbol für die himmelwärts auffahrenden Seelen der letztlich im Gottes-Dienst Getöteten war schwer erträglich. Die wundersame Heilung des fallsüchtigen Kindes schien ihm doch weit besser zu passen als ein Unfall.

Im nächsten Heft derselben historischen Zeitschrift publizierte Seidl einen umfangreichen Aufsatz in dem er die Haltlosigkeit der Bergerschen Erwägungen darlegte. Die Geschichte vom Erzengel Gabriel hielt er für eine wenig glaubwürdige Fabel aus jüngerer Zeit, deren Verknüpfung mit dem Ort und der Inschrift er „unfundiert“ und „willkürlich“ nannte. Ihm schien es gewiß, daß die Inschrift trotz der altertümlichen („archaisierenden“) Buchstabenformen erst aus dem 16. Jahrhundert stammte und an die Enthauptung des berüchtigten Räuberhauptmanns Wenzel Hoff, genannt „der rote Wenzel“ erinnerte. Dafür sprach nicht zuletzt die Abbildung des abgeschlagenen Wenzel-Kopfes.

Berger replizierte umgehend. Er behauptete, auf seine „Fabel“ keinen übermäßigen Wert zu legen, obwohl er sie immer noch für die beste Erklärung halte. Sie sei ungeachtet des Ausdrucks „gemichet“, der gewiß eher „gemacht“ als „geschehen“ bedeute, wesentlich besser als die inzwischen bei anderen Kollegen aufgetauchte Vermutung, daß die Inschrift entweder auf eine Grundsteinlegung oder auf die Stelle hinweise, an welcher für die



Stadtgemeinde bestandssichernde finanzielle Verhandlungen geführt wurden. Für „vollständig abwegig“, so schrieb er, halte er allerdings die Überzeugung des Kollegen Seidl, daß neben (!) der Kirche (!) der rote Wenzel hingerichtet worden sei, eine These, die er als „Hinrichtungsmärchen“ bezeichnete, das jeder historischen Kenntnis Hohn spreche. Als er schließlich von der „Kopf-ab-These“ des Seidl zu der Personalisierung „Kopf-ab-Seidl“ überging - eine Denomination, die alsbald in der „Wissenschaftlerfamilie“ die Runde machte - hatte er der Feindschaft ein solides Fundament geschaffen.

Seidl schrieb noch drei Aufsätze, die er „Der rote Wenzel“, „Nochmals: Der rote Wenzel“ und „Zum letzten Mal: der rote Wenzel“ betitelte. Der Erfolg blieb weit hinter seinen Erwartungen zurück. Da Berger in seiner üblichen, leichtfertigen Manier seine Stellung keineswegs verbissen verteidigt hatte, hatte er gehofft, daß die Community wenigstens mehrheitlich ihm, Seidl, zustimmen würde. Die Kollegenschaft zog es jedoch vor, sich nicht festzulegen und zwischen ihm und Berger zu entscheiden, sondern den Streit in ihren Seminaren unter dem Titel „Heilungsfabel versus Hinrichtungsmärchen“ oder - auf Studentenebene - „St. Raphael gegen Kopf-ab-Seidl“ zu behandeln, und sich über die Schwächen beider Positionen zu mokieren. Aber da er (während Berger sich längst mit Hünengräbern und Migrationsgeschichte befasste) immer wieder auf die Sache zurückgekommen war und ob seines bohrenden Eifers und der hartnäckigen Versicherung, daß er weder Grund noch Anlass finden könne, seine gut begründete Ansicht zu revidieren, reichlich lästig wurde, hatte er am Ende irgendwie als der eigentliche Verlierer dagestanden.

Zwar hatte er sich immer wieder mit dem stillen Hinweis, über diese fundamentale Kränkung hinweggetröstet, daß es ihm um Höheres gegangen sei als um ein schlichtes Recht behalten, in einer sub specie aeternitatis nicht eigentlich weltbewegenden Kontroverse. Es war um das wissenschaftliche Prinzip an sich, um die Wahrheit, gegangen und er war nicht an dieser - die er schließlich nach wie vor innehatte - sondern an der Kurzsichtigkeit und Indolenz seiner Kollegen gescheitert.

Deswegen hatte er auch keinen Grund gesehen den Tod des Berger als besonderen Verlust zu empfinden, nicht einmal als Verlust überhaupt, wenn auch nicht gerade als Gewinn, aber eine gewisse freudlose Erleichterung hatte er schon verspürt.

Daß man ihn gebeten hatte, den Nekrolog zu verfassen hatte ihn in höchste Verwirrung gestürzt. Schließlich war seine Erzfeindschaft zu dem Verstorbenen kein Geheimnis und für einige Sekunden vermeinte er, das süffisante Lächeln seines Feindes zwischen den Zeilen des Briefes, mit dem er um die Rede gebeten wurde, zu entdecken. Aber dann verstand er, daß dieser Auftrag keine testamentarische Bosheit war, sondern teils auf Sachzwang - er war das fachnächste Ordensmitglied - teils auf Hochschätzung durch die Ordensoberen beruhte. Man traute ihm offenbar die Souveränität zu, angesichts der Endlichkeit des menschlichen Daseins, jenseits aller wissenschaftlichen Differenzen, die richtigen Worte für die Würdigung dieses Mannes zu finden.

Also hatte er umgehend zugesagt.

Bei der Ausarbeitung hatte er lange gezögert, ob er den Wenzel-Disput überhaupt erwähnen solle. Aber wenn es auch niemals - was er immer bedauert hatte - zu einer direkten öffentlichen Konfrontation zwischen ihnen beiden in dieser Sache gekommen war, konnte er schließlich nicht gut die zentrale wissenschaftlichen Divergenz, die ihn, neben allem anderen, zeitlebens von Berger getrennt hatte, einfach verschweigen. Alle wussten, wie sehr ihn die Sache beschäftigt hatte, und da er in der Fachpresse regelmäßig mit dem „Hinrichtungsmärchen“ und seinen diesbezüglichen Auseinandersetzungen mit Berger zitiert wurde, durfte er die Angelegenheit nicht mit Stillschweigen übergehen.

Er formulierte also eine knappe, wissenschaftsgeschichtlich neutrale Skizze, die ihrer beider Standpunkte als zwei gleichwertige Positionen im Streit zweier Größen des Faches erscheinen ließ – Positionen, die angemessen letztlich erst durch eine klüger gewordene Nachwelt bewertet werden könnten. Wobei er sich allerdings erlaubte, nicht gänzlich auszu-

schließen, daß diese Meinung der Nachwelt durchaus seiner Ansicht zuneigen könne.

Jetzt, nachdem er den persönlichen Teil des Nekrologs abgeschlossen hatte und sich dem wissenschaftlichen Werk zuwandte, las er sein Manuskript etwas langsamer vor. Schließlich bildete dieser Teil des Nachrufs das Stück, dessentwegen man ihn bestellt hatte. Die Lebensgeschichte hätte auch jeder andere erzählen können. Aber bei der Wissenschaft ging es nicht ohne fachliche Sicherheit, konnten die Zuträger und willigen Hilfsarbeiter nicht wirklich etwas beitragen, bedurfte man des der Wahrheit verpflichteten Experten, des Mannes oder der Frau, die ihre Erkenntnisse unbeirrt und mit hartnäckiger Leidenschaft vertraten.

Das gerade war auch der Punkt, an dem der Verstorbene seines Erachtens mit seiner verspielten Auffassung von Erkenntnis, Wahrheit und Wissenschaft letztlich versagt hatte. Eigentlich müsste man, so zog ihm, während er sprach, ein schräger Gedanke rasch durch den Kopf, dies hier und heute - gerade hier und gerade heute - einmal aussprechen, statt sich mit feinsinnig gedrechselten Worte um diesen Grundmangel des Toten herumzudrücken.

Es war wirklich schade, daß sie sich, nach der langen schriftlichen Kontroverse, nicht einmal vor großem Publikum, auf einem Podium begegnet und offen miteinander gekämpft hatten. Sie waren sich nicht einmal mehr begegnet. Nicht, weil sie sich absichtlich aus dem Wege gegangen wären. Jedenfalls er, Seidl, wäre niemals dem Berger ausgewichen. Und Berger gewiß auch nicht ihm. Es hatte sich einfach nicht mehr ergeben. Als Emeritus kam man kaum noch in die Universität. Die Zeiten, in denen die Fakultäten ihren Altgedienten selbstverständlich einen Raum zur Verfügung stellten, in dem sie so tun konnten, als gehörten sie noch dorthin, wo sie ihr Leben verbracht hatten, waren längst Vergangenheit. Ganz zu schweigen von dem abhanden gekommenen Gefühl der Zusammengehörigkeit, das einst die Lehrenden verbunden und zu einem beständigen gesellschaftlichen Verkehr, in dem man auch seinen Gegnern begegnete, geführt hatte. Schließlich reisten die Ruheständler nicht mehr so viel wie

früher zu Kongressen und wissenschaftlichen Veranstaltungen, so daß auch zufällige Begegnungen ausgeblieben waren.

Wären sie sich noch einmal begegnet, hätte er sicher die Gelegenheit wahrgenommen und versucht, den prominenten Gegner in die Enge zu treiben und endgültig in die Knie zu zwingen. Er hätte ganz ähnlich formuliert, wie es hier in seinem Text stand, aber er wäre nicht an der Stelle stehen geblieben, an der er jetzt gerade mit seinem Zeigefinger entlang fuhr, um die Zeile nicht zu verlieren.

Nein, er hätte den immensen Vorrat an Argumenten genutzt, den er im Laufe der vielen Jahre seit der großen Kontroverse zusammengetragen hatte, und hätte damit seinen Gegner endgültig unter seine Ansicht gezwungen.

Er hätte, und damit beugte er sich weit über das Rednerpult und starrte den in der ersten Reihe sitzenden Musikwissenschaftler so durchdringend und wütend an, daß dieser verstört den Kopf senkte – er hätte, so sagte er, ruckartig die Stimme erhebend, und damit das Publikum aus dem nachmittäglichen Altmännerschlaf aufschreckend, etwa folgendes ausgeführt.

Er hätte, so betonte er, das Manuskript beiseiteschiebend und neben das Podium tretend, diese Kontroverse, die er gerade in den Grundzügen skizziert habe, und deren Bewertung und Lösung er den Nachgeborenen überlasse, diese Kontroverse, deren endlicher Ausgang und Resultat ihm nachgerade, nachgerade (so schrie er schon fast), vollständig, vollständig (und jetzt schrie er wirklich), gleichgültig sei, diese Kontroverse hätte er zum Anlass genommen, einmal ausführlich über den Ernst und die Würde der Wissenschaft, das Streben nach Wahrheit und das Glück der Erkenntnis zu sprechen, Dinge, von denen der Verstorbene leider nicht viel gehalten habe.

Daraufhin hielt er, frei von aller Bindung durch sein Manuskript, die Augen fest auf den in der dritten Reihe etwas befangen sitzenden Berger gerichtet, eine leidenschaftliche Rede über das Schicksal des roten Wenzel, den Räuberhauptmann, der schließlich sein nicht uneingeschränkt verdientes,

aber jedenfalls geläutertes Ende zwischen Kirchenschiff und Gottesacker gefunden hatte, worauf noch heute die Inschrift „Hie vor ist diß gemichet“ am Stützfeiler des Haupthauses hinweise.

Die Würdigung, die Seidl dem toten Berger angedeihen ließ, dauerte, aufgrund der überraschenden Wiederkehr des Verstorbenen fünfunddreißig statt der vorgesehenen zwanzig Minuten. Die Ordensleute lauschten, indigniert, aber nicht ohne jede Ergriffenheit, denn sie bemerkten, daß sie Zeugen einer Abrechnung wurden, für die der Tod kein Argument war, und bei der es um mehr ging als um die Bedeutung eines Satzes, nämlich um das unvergängliche Recht eines rastlosen Ringers für die Richtigkeit seiner Erkenntnis zu kämpfen.

Als Seidl, ein wenig verlegen, verschwitzt und ein wenig stolz, wegen des Beifalls, den er trotz allem erhielt, auf seinen Platz zurückkehrte, erkannte er, gerade als der Protokollführer dem Vorsitzenden zuflüsterte: „Jetzt ist der Berger wirklich tot“, mit tiefem Schrecken, daß er lediglich über den roten und toten Wenzel gesprochen hatte und seine tiefempfundene Lektion über die Würde der Wissenschaft nicht losgeworden war, ein Umstand, für den sichtlich nichts anderes verantwortlich sein konnte, als die tückische Erscheinung des verhassten Wiedergängers bei einer auch ihm nicht sonderlich relevant erscheinenden Frage. Es ging um das wissenschaftliche Prinzip: um die Wahrheit.